

## 9 »Ein unentdecktes Land«. Mazedonien als Reisedestination

---

Auf der Suche nach dem ›Ursprünglichen‹ und ›Authentischen‹ durchmessen seit den 1930er Jahren zunehmend Touristen den mazedonischen Raum. Auch wenn sie sich dabei immer wieder wie Entdecker fühlen dürfen – so suggerieren es noch im 21. Jahrhundert die Slogans einschlägiger Reiseführer vom ›unentdeckten‹ Reiseland – lassen sie sich doch leiten vom Informationsmaterial der Tourismuszentralen oder von Reiseliteratur. Auf dieser Basis entscheiden sie, welche Orte sie besuchen und welche nicht. Was wird als sehenswert beschrieben? Wo gibt es ansprechende Unterkünfte, wie sind die Preise? Auch das Wetter ist ein Kriterium. Regnet es, verzichtet man eben auf den Ausflug in das malerische Bergdorf (vgl. etwa Fechner 1939: 167-168). Im Gepäck haben diese Reisenden jedoch noch etwas Weiteres: vorgeprägte Sichtweisen, die ihre Wahrnehmung des Landes filtern, »pictures in our heads«, wie es der Begründer der Stereotypenforschung Walter Lippman (1922) genannt hat. Ihre *mental maps* sind bereits bei der Anreise vorgeprägt; sie sind tief verankert in Diskursen, die schon im 19. und frühen 20. Jahrhundert – wiederum basierend auf anderen Diskursen – ausgebildet wurden, auch wenn die einzelnen Elemente dieser Diskurse je nach zeitgeschichtlichem Hintergrund, Gruppenzugehörigkeit und Intention unterschiedlich bewertet werden.

»morgen früh geht endlich die reise los, welche wir seit zwei wochen mühsam vorbereiteten. [...] wir machen eine autoreise durch montenegro nach südserbien. wir kommen in landschaften, deren wildheit und gröÙe uns begeistert gelobt wird. wir fahren nach den alten und weltverlassenen klöstern südserbiens, die hochinteressant sind. wir fahren nach den neuesten ausgrabungen in skoplje. wir berühren den ohrid-see, der an der albanischen und griechischen grenze liegt. wir durchqueren einen teil von mazedonien. [...] es dauert die reise etwa zehn tage und erstreckt sich über 2400 kilometer. wir haben uns einen glänzenden fiat gemietet. [...] wir kommen in gebiete, wo selten europäer hinkommen. gefahren hat die reise keine, da wir gut gerüstet sind. trotzdem südserbien keine malariagefahr hat, werden wir täglich unser chinin einnehmen. meine begleiter sind erfahrene leute. wir haben uns unendlich vielseitig erkundigt wegen der persönlichen sicherheit. räuberbanden kommen nicht in frage. dagegen wanzen und anverwandtes.

wir reisen mit einer tüchtigen flitspritze und dergleichen. das leben wird billig sein. die kosten für das auto sind verhältnismäßig auch billig. immerhin macht es einen betrag aus. Aber ich werde ihn rausarbeiten, da es ein unverarbeitetes gebiet ist.« (Frisch 2000: 93)

Die Vorbereitungen, die der junge Max Frisch hier am 6. Juni 1933 in einem Brief aus Ragusa [heute Dubrovnik, Kroatien] an seine Mutter beschreibt, gemahnen eher an eine Expedition in unerforschtes Gelände als eine touristische Reise. Tatsächlich erinnert der Fokus auf die wilde Landschaft, »wo selten Europäer hinkommen«, und die dort möglicherweise lauernden Gefahren an Reiseberichte des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts. Frisch scheint davon ausgegangen zu sein, dass sein Reisevorhaben seine »Mutti« ängstigen würde, und beschwichtigt. Beruhigend wirkt auch die Postkarte, die er am 9. Juni von unterwegs sendet und auf der er die jugoslawische Gendarmerie lobend in den Vordergrund rückt:

»mein liebstes mutti! unsere autoreise klappt erfreulich, alles heil. höchst interessante fahrten. heute ist der dritte tag und ich habe schon viel erlebt. merkwürdige landschaften und klöster, ungläubliche dörfer und unbeschreibliche strassen. heute in skoplje, hauptstadt von altserbien. morgen fahren wir zum ochrida-see an der griechischen grenze. keine angst haben, da alle strassen hervorragend bewacht sind von gendarmerie.« (Frisch 2000: 95)

Und schon einen Tag später meldet Frisch seiner Mutter, dass er heil in Ohrid angekommen und die Reise insgesamt ausgesprochen positiv verlaufen sei:

»Mein liebstes Mutti! Herzliche Grüsse vom Ochrida-See, wo wir nach grossartiger Reise durch interessantes Land angekommen sind. Wunderbares Land an der griechischen Grenze. Viele Küsse von Mägi« (Frisch 2000: 95)

Seine Reiseerlebnisse verwertet Frisch in Reisefeuilletons für die *Neue Zürcher Zeitung* (Nr. 1251 vom 9.7.1933; Frisch 2000: 236-243), die *Kölnische Zeitung* (Nr. 483 vom 5.9.1933; Frisch 2000: 244-250) und die *Basler Nachrichten* (Nr. 19 vom 20./21.1.1934; Frisch 2000: 251-253).<sup>1</sup> Diese Texte bieten einige originelle Schilderungen wie die Episode von dem Loch in der Kirchendecke des Klosters Sveti Naum bei Ohrid, das von dem Popen bei der Kirchenführung mit dem Hinweis vorgeführt wird, es stamme von einer deutschen Bombe im Ersten Weltkrieg. Ein deutsches Mitglied der Reisegruppe fragt nach, und schließlich stellt sich heraus, dass er als Soldat im Krieg hier eingesetzt war und »jene Bombe nun für seine Bombe halten wollte und keine Zweifel duldete, obzwar seine Auffassung recht ungewiß war.« (Frisch 2000: 252)

1 Zu Frischs Balkanreise vgl. auch die kritische Studie von Ernst (2014).

»Und nachdem es ihm endlich gelungen war, daß er diesem gütigen Gastgeber gegenüber saß als sein einstiger Kriegsfeind und als der Kuppelschänder, erlebte er die harte Enttäuschung, daß der Mönch nicht aus seiner inneren Stille herauskam. Man hätte irgendetwas erwartet, Verdüsterung oder wahrscheinliche Vergehung, wie man es am Schluß sauberer Kriegsfilme sieht. Aber der Mönch konnte nicht waagrecht denken, nicht nebenmenschlich, sondern er wird dieses Loch einfach weitergeben an die nächsten Geschlechter, die es mitsamt den Fresken immer weiter und weiter tragen, und was wir auch an diesem Tag und über diesen freundschaftlichen Gastisch reden mochten, das Loch bleibt; und wir spürten es zwischen Käse und Wein, wie verzweifelt es ist, wenn man sagt: Etwas wird Geschichte.« (Frisch 2000: 252-253)

Überwiegend aber bewegt sich auch Frisch in den im Diskurs der Zeit vorherrschenden Motiven. So schildert der Autor die patriarchalische Lebensform der Einheimischen, für die er ganz in der Tradition der Mazedonienzeugnisse aus dem Ersten Weltkrieg – wenn auch augenzwinkernd – Sympathie zeigt:

»Wie wenn man Katzen auf den Schwanz getreten hat, so zischten unsere Begleiterinnen gegen mich, als wir jenem serbischen Ehepaar begegneten und ich arglos gestand, daß ich so etwas entzückend fände. Einfach entzückend, wie der stolze Mann heranritt auf dem Mauleselchen und wie seine Gattin hinterher schritt, indem sie das Mauleselchen zügelte am Schwanz und demütig erdwärts blickte und einen Kartoffelsack trug. Und weil es das erstemal war, daß wir einer so vollkommenen Ehe begegneten, mochten sich unsre Begleiterinnen nicht wieder beruhigen und verpaßten, wie merkwürdiges Land vorüberglitt.« (Frisch 2000: 244)

Des Weiteren lässt er sich drastisch über mangelnde Hygiene, Wanzen und Flöhe in den Hotels »im Balkan« aus (Frisch 2000: 236-237), berichtet von (letztlich unnötiger) Angst vor Raubüberfällen,<sup>2</sup> von katastrophalen Straßen, die man nur mit viel »Fatalismus« befahren könne (Frisch 2000: 246), und von respekt einflößenden »Arnauten«, die er bei der Reparatur einer primitiven Brücke beobachtet:

»Und indem man ihr Tun verfolgte, das weniger ein Arbeiten war und eher ein Kämpfen, verstand man, wie solche Arnauten sich durchhauen konnten von Albanien bis Mazedonien und schlummerstille Dörfer überrumpelten, Serben und Bulgaren und Griechen und Türken erschlagen zurückließen in ihren rauchenden Trümmern und schwere Beute heimschafften durch diese tagelange Felswildnis.« (Frisch 2000: 246)

2 »Umsonst waren unsere Gänsehäute und Schreckschußberatungen, da wir erfuhren, daß jener bewaffnete Zug, dem wir begegneten, nicht auf Jagd und nicht auf Raub ausging. Es war eine fröhliche Hochzeitsgesellschaft gewesen. Woran wir allerdings niemals gedacht, da wir uns einbildeten, daß zum Hochzeitsfest auch eine Frau gehörte.« (Frisch 2000: 244)

Ausführlich gewürdigt wird von Frisch allerdings auch die Schönheit der Landschaft des Ohridsees, die u. a. bereits Hahn (1867) hervorgehoben hatte. Hatte Hahn jedoch noch die Ähnlichkeit mit dem Lago Maggiore herausgestellt, legt Frisch das Gewicht auf das Fremdartige, das den See, in dessen »Schilfbläß, das sich abhebt aus dem Blau, [...] schwarze Büffel« platschen (Frisch 2000: 247), für ihn auszeichnet:

»Schattengebirge standen scherenschnitthaft gegen diese spröde Abendferne; und bloß selten gelang es einem Firngrat, daß er nochmals aufglitzerte im Streifschein und Schnee verkündete. Es vergingen mußevolle Stunden, und die bauchigen Wolkenballen, die über dem nahen Griechenland hingen, hatten noch lange Sonne, während wir über dem schattigen und silbrig gewordenen Wasser glitten und hinüberschauten nach dem Ohridufer, wo wundrote Felsen herausbrachen und blanke Minarette umherstanden. Weiße Spindeltürmchen von gefälliger Feierlichkeit. Aber dann erloschen auch die Wolkenballen, die gerade noch glühende Ränder hatten, und standen wie gipsgegossen im Himmel, wo schon der erste Sternenstaub hereinsickerte. Und überraschender Wind, der herunterfiel von den abgekühlten Höhen, machte unsere Barke plötzlich torklig. Noch sehe ich unsern Schiffsjungen, wie er vorn hockte und diesen Wind spielen ließ mit seinem Pechhaar und erleuchtet war vom Flackerschein seiner schaukelnden Lampe, und versuche umsonst jene slawisch hingezogenen Klänge, die unsre drei Schiffer hinausgaben in die hereinsinkende Nacht.« (Frisch 2000: 250)

Auch wenn es Frischs Gestus des Entdeckungsreisenden – der allerdings in leichtem Kontrast zur geschilderten Führung einer internationalen Besuchergruppe durch das Kloster Sveti Naum steht – kaum vermuten lässt, war selbst der »südserbische« Teil der Region Mazedonien in den 1930er Jahren zunehmend touristisch erschlossen. 1939 schreibt Siegfried Ziegler in *Wir reiten durch Südserbien: Ein Führer durch ein Reiseland der Zukunft*:

»Europa hat das Wunderland entdeckt. Es weiß die Annehmlichkeiten der eingeführten Zivilisation zu würdigen und kommt in stets steigendem Maße, die Ferien dort zu verbringen. Man trägt den Bedürfnissen der Fremden weiter Rechnung. In Skoplje, Veles, Prilep, Strumica, Bitolj, Ohrid und anderorts sind moderne und picksaubere Hotels entstanden, mit fließendem Wasser, Bad und Zentralheizung. Dabei sind sie durchaus preiswert.« (Ziegler 1939: 57-58)

Der Verweis auf die Sauberkeit der Hotels indiziert, dass von Ziegler wohl andere Erwartungen des Lesepublikums vorausgesetzt wurden, und in der Tat spielt Schmutz bzw. Sauberkeit in Reiseberichten und –führern über das Gebiet der Region Mazedonien bis heute eine prägnante Rolle, ob nun die Schriftstellerin und Drehbuchautorin Ellen Fechner in *Auf zeitlosen Straßen zu zweit. Die Geschichte einer südserbischen Reise* von 1939 unter dem Schlagwort »orientalische Romantik« man-

gelnde Hygiene und Dreck in Garküchen und Friseursalons der Skopjer Altstadt beschreibt (Fechner 1939: 102-103, 128-130) oder der Reisejournalist Philip Duckwitz auf der Webseite des Reisemagazins Merian über Mazedonien vermerkt, er sei von der »Sauberkeit« im Land »positiv überrascht« worden (vgl. Duckwitz o.J.). Dasselbe gilt für die Sicherheitslage, die offensichtlich generell als schlecht vorausgesetzt wurde, wie bereits Frischs Darstellung gezeigt hat. Ziegler fühlt sich bemüßigt, auch auf dieses »Vorurteil« ausführlich einzugehen, und nimmt dabei Bezug auf einen Autor, der die Rezeption der Region als Reiseland maßgeblich geprägt hat – nämlich den Sozialdemokraten und frühen »Mazedonien-Experten« Hermann Wendel (vgl. zu Wendel auch Kapitel 3.1), dessen Buch *Kreuz und quer durch den slawischen Süden* von 1922 ihm selbst vor seiner ersten Reise »nach dem Ohrid-See« geeignet erschienen sei, »Ratgeber zu sein«:

»Aber da stockte doch das Blut in meinen Adern, als ich las, daß der Verfasser der Reisebeschreibung vor seiner Weiterreise in den Süden in Skoplje gehalten wurde, seinen letzten Willen aufzuzeichnen! O und als er gar von der Ruinenstadt Bitolj aus wagt, mit einem Auto über Resan nach Ohrid zu fahren, werden ihm und seinen Begleitern Militärgewehre und genug Patronen für ein mehrstündiges Feuergefecht zur Verfügung gestellt; – denn der Weg sei unsicher. Noch unsicherer der Weg von Struga nach Debar, wo ein Menschenleben nur so viel wert sei wie die Patrone, die es auslösche! – Und erst der Šar Dag mit seinen unwegsamen Schluchten und Hochpässen sei ein gewaltiges Räubernest! Meine Überlegung ging nun dahin, wo bekomme ich Stahlhelm, Brustpanzer und Maschinengewehr her, um gegen die Räuber gewappnet zu sein? Denn konnte es mir nicht genau so passieren, daß während meiner Anwesenheit dort räuberische Völker aus den albanischen Grenzbergen das Dorf, in dem ich zufällig übernachten wollte, überfallen und Männer und Jünglinge niederknallen, Hab und Gut plündern und mit ihm wie ein Spuk der Nacht wieder vor Morgengrauen verschwinden?« (Ziegler 1939: 55-56)<sup>3</sup>

- 3 *Kreuz und quer durch den slawischen Süden* erschien 1922 in der Frankfurter Societäts-Druckerei in Frankfurt a.M. und umfasste die bereits früher separat publizierten Bände *Von Marburg bis Monastir* und *Von Belgrad bis Buccari*. Die von Ziegler erwähnten Textstellen finden sich im 1921 im selben Verlag erschienenen *Von Marburg bis Monastir* (Wendel 1921: 92, 110, 123). Wendel bezeichnet die »Arnauten«, die angeblichen Hauptverursacher der Unsicherheit für Leib und Leben der mazedonischen Dorfbewohner und der Reisenden, als »Indianer«, sie hätten zwar »weiße Gesichtsfarbe«, seien aber »sonst Rothäute: nur der Stammesverfassung eingegliedert, keinem Gesetz untertan als dem der Blutrache, ohne leiseste Ahnung vom Wesen des Staates, eifersüchtig auf Wahrung ihrer waldursprünglichen Freiheit bedacht«; in ihnen seien »die Indianerschmöcker unserer glücklichen Jugend Wirklichkeit geworden« (Wendel 1921: 110) – und haben wohl auch die Wahrnehmung der durchreisten Gebiete eingefärbt. Wendel selbst lässt Ironie durchblicken, wenn er konstatiert, die zu durchquerenden »verschriene[n] Gegenden« sollten »an öf-

Unter Verweis auf die Umgestaltung und Neuordnung des Landes durch den jugoslawischen Staat und seine Gendarmerie gibt Ziegler jedoch Entwarnung. Er sei »mutterseelenallein« durch die entlegensten Gegenden gereist und überall sei es so sicher gewesen »wie nur irgendwo im eigenen Vaterland« (Ziegler 1939: 56).

Nach dem Zweiten Weltkrieg spielt die mangelhafte Sicherheitslage in einschlägiger Reiseliteratur zunächst kaum eine Rolle mehr (vgl. etwa Neumayr 1964, Keller 1972). Mittlerweile ist sie aber offensichtlich wieder ein Thema. So heißt es auf der oben zitierten Merian-Webseite über »Mazedonien« (hier bezogen auf die »Republik Mazedonien«), es sei zwar »ein sicheres Reiseland, auch auf den Straßen«, die »westlichen Gebiete Richtung Albanien« solle man dennoch »bei einem Besuch vielleicht besser auslassen«.

Eine prägnante Ausnahme gibt es: Johnny Behms *Balkan, Bakschisch und Basare* von 1954 (eine zweite Auflage erschien 1957).<sup>4</sup> Hier reist die Verfasserin – Johnny Behm ist ein Pseudonym der Autorin Elisabeth Joost – allerdings auf *Karl Mays Spuren*, und da muss es natürlich abenteuerlich zugehen. So heißt es im Klappentext: »Ich bin in die Fußstapfen von jemand getreten, den viele von euch gut kennen werden, bin ihm nachgereist, nachgeritten, nachgewandert, hab mich redlich gerauft, wie auch er. Im Land der Skipetaren, in den Schluchten des Balkans, in den Urwäldern der Rhodopen. Kunststück, daß man tolle Sachen erlebt, wenn man Karl May nachreist.« (Behm 1954)

Entsprechend tauchen in Mazedonien (im Unterschied zu May verwendet Behm diesen Begriff)<sup>5</sup> allerlei sinistre Gestalten auf, u.a. ein unheimlicher »Der-

---

fentlicher Unsicherheit [...] sogar mit Berlin wetteifern, aber darin steckt sicher etwas Uebertreibung.« (Wendel 1921: 92)

4 Wobei die beschriebene Reise, wie recht dezent erst im Anhang vermerkt ist, »während der Jahre vor dem zweiten Weltkrieg« (Behm 1954: 267) stattgefunden habe. Vermutlich handelt es sich um die im 1930 erschienenen *Zwischen Adria und Ägäis* dokumentierte Reise, die zumindest teilweise auf der gleichen Route verläuft und deren Beschreibung an einzelnen Stellen nahezu identisch mit dem Wortlaut von *Balkan, Bakschisch und Basare* ist. Der Vorkriegstext ist allerdings deutlich weniger pauschalisierend und auch weniger abwertend als der Nachkriegstext. Selbst antisemitische Stereotype, die in dem in den 1950er Jahren erschienen Buch in der Schilderung Salonikis eine Rolle spielen (vgl. Behm 1954: 212), sind in Behm (1930) nicht explizit enthalten; ja, die Spaniolen werden als »Volk der Stadt«, ohne die Saloniki »zum verträumten Fischernest herabsänke«, sogar durchaus positiv dargestellt (vgl. Behm 1930: 151-152). Auch sonst unterscheiden sich die Texte inhaltlich deutlich; Protagonisten, die in *Balkan, Bakschisch und Basare* eine prägnante Rolle spielen, werden in *Zwischen Adria und Ägäis* nicht erwähnt. Die Vermutung liegt nahe, dass *Balkan, Bakschisch und Basare* einen stark fiktionalen Charakter aufweist. Den jugendlichen Lesern des Zielpublikums aber wird das Buch als authentischer Reisebericht »verkauft«.

5 Im Anhang schreibt sie: »Durch den dauernden Wechsel der Herrschaft ist auch die Vielartigkeit der Sprache entstanden. In Jugoslawien, zu dem heute auch Montenegro und Mazedonien, auch Südserbien genannt, gehören, und große Teile von Albanien, wird neben der Landessprache, dem Serbokroatischen, in den ehemals türkischen Gebieten noch viel Türkisch gesprochen, dazu in den Grenzgebieten Albanisch, Bulgarisch und Griechisch.« (Behm 1954: 267) Im Ortsver-

wisch« in »Üsküb«, der eine merkwürdige Macht über die Ich-Erzählerin ausübt und es beinahe schafft, sie zu entführen, und der offensichtlich an Mays Figur des Mübarek angelehnt ist (vgl. Behm 1954: 147-152). Mazedonien gehört bei Behm immer noch zu einem potenziell gefährlichen »Orient«, der von Verbrechern geprägt ist, so wie bei May die Bande des aus Persien stammenden Schut in Arabien ebenso wie in der »europäischen Türkei« tätig ist. Ein jugoslawischer Polizeioffizier warnt die deutschen Reisenden: »Sie sollten überhaupt nicht allein hier herumreisen. Wir sind Grenzland und viele politische Banden, Schmuggler und Sektierer treiben hier ihr Unwesen. Und die Fäden laufen bis tief in den Orient hinein. Wer hier einmal verschwindet, der kommt nie mehr wieder.« (Behm 1954: 151) Und ein anderer »Gewährsmann«, ein deutscher Professor, verkündet im Text mit dem Gewicht seiner Stellung als Gelehrter und Lehrender über die Gegend von »Strumitza« [heute Strumica in der Republik Mazedonien] – »der heißeste Fleck Europas. Klimatisch und politisch!« (Behm 1954: 172): »»Hier ist ewig Kampf und Krieg, hier vergeht kaum ein Tag, an dem es nicht ein Attentat, einen Mord oder Raub, ein Bandengefecht oder eine Entführung gibt. Lösegelder stehen hier auch heute noch, wie damals bei Eurem Karl May, hoch im Kurs«, erzählt uns unser Professor.« (Behm 1951: 172)

In der weiteren Inszenierung des Landes als fremdartig und unterentwickelt entspricht Behm ebenfalls überwiegend den Zuschreibungen Mays und seiner Epigonen bzw. der Berichterstatter aus dem Ersten Weltkrieg. So leben im Šar-Gebirge die Menschen in Hütten, die an »Negerkrale« erinnern (Behm 1954: 131), es gibt fast ausschließlich Hammel zu essen (vgl. Behm 1954: 188), und im Allgemeinen sehen die Siedlungen zwar von »weitem [...] höchst malerisch aus, aber wenn der Wagen durch sie hindurch fährt, bleibt nichts als Armut, Schmutz und Verfall.« (Behm 1954: 172-173)

»Diese mazedonischen Städte und Dörfer haben alle das gleiche Gesicht; lehm-braun sind die Häuser, oft mit Eselsmist beworfen. Auf den tief herabhängenden roten Ziegeldächern nisten die Störche, hoch ragt ein türkischer Uhrturm, schlanke Minarette schweben über den Kuppeln der Moscheen und tief unter ihnen auf der Erde läuft ein Gewirr von schmalen, ungepflasterten Gäßchen. Der Weg verläßt nun die Ebene und steigt in das Bergland hinein, leeres rotes Gestein ist um uns, als führen wir durch eine Wüste. Verstreut nur liegen einzelne Höfe, sie bestehen aus ärmlichen Hütten, die nur durch Luken Luft und Licht erhalten. Jedes Gehöft ist wie eine kleine Festung, denn es ist ein friedloses Land hier und die Erde ist blutgetränkt. Die wenigen Menschen, die unserm Wagen begegnen, sind düs-

---

zeichnis werden allerdings auch Ortschaften»in der nordgriechischen Provinz Mazedonien« bzw. »in griechisch Mazedonien« (Behm 1954: 267) angeführt.

ter und unfreundlich, voll Mißtrauen. Sie leben wie das Vieh, mit dem sie ein und denselben Raum teilen.« (Behm 1954: 173-174)

Die ethnische Vielfalt in Skopje hat in der Darstellung Behms ebenfalls etwas Bedrohliches, und es ist kein Zufall, dass der Ich-Erzählerin gerade dort im Basarviertel die Entführung durch den »Derwisch«, den »Mädchenhändler in geistlichem Gewand« (Behm 1954: 134) droht und sie sich nach ihrer Flucht in letzter Sekunde erst an der Grenze zum »Europäerviertel« (Behm 1954: 151) wieder in Sicherheit fühlen kann: »Was für ein Gewimmel und welch ein Völkergemisch! Braunschwarze Negernachkömmlinge in bananengelben Burnussen, Zigeuner, verschleierte Mohammedanerinnen, orthodoxe Priester und Mönche, Derwische und europäische Reisende, Händler und Bettler, öffentliche Schreiber und Kinder in allen Größen und Farben.« (Behm 1954: 146) Die größte Gefahr für die Ich-Erzählerin und ihre Reisegefährtin »Maritzebill« scheint allerdings eine zu sein, von der Mays Kara ben Nemsi nicht tangiert worden war: einen der einheimischen »Orientalen« zu heiraten und in seinem »Harem« zu landen bzw. sich als Frau allzu sehr in der »orientalischen« Kultur zu verlieren. So lernen die beiden Protagonistinnen ausgerechnet in Ohrid, das im Gegensatz zu den anderen Siedlungen in Mazedonien als »zauberhafte Stadt« (Behm 1954: 194) beschrieben wird,<sup>6</sup> einen gewissen Sulejman kennen, seines Zeichens »Opiumkönig« des Landes, ein »sagenhaft reich[er] [...] Großgrundbesitzer und Kaufmann« (Behm 1954: 186), der sich als ausgesprochen charmanter und großzügiger Gastgeber erweist. Doch sie werden vor ihm gewarnt: »»Aber seid ein wenig vorsichtig mit ihm, er soll in Üsküb auch einen Harem haben mit drei richtigen und mehreren Nebenfrauen. Und man sagt, er sei noch auf der Suche nach der vierten Ehegattin, die Mohammed ihm erlaubt. Wer weiß – und dabei zwinkerte Iwan mir zu – vielleicht hat er ein Auge auf eine von Euch geworfen.«« (Behm 1954: 186)

Tatsächlich tritt Sulejman schließlich mit diesem Ansinnen an die Ich-Erzählerin heran. Sie kann es abwehren, und nach einer Phase der Verstimmung versöhnen sie sich wieder und bleiben »gute Freunde« (Behm 1954: 207). Doch in einem anderen Fall geht es nicht so glimpflich aus. Katka, eine Österreicherin, die die Reisenden ebenfalls in Ohrid kennen lernen, hat einen einheimischen Bankier aus Skopje geheiratet. Bei der endgültigen Abreise der deutschen Besucherinnen wird ihr Entschluss für ein Leben in Mazedonien in dramatischer Manier kritisiert und den jungen Lesern mit erhobenem Zeigefinger empfohlen, sich stets an die eigene, als homogen aufgefasste »Kultur« zu halten. Die didaktische Aussage ähnelt dabei stark dem Fazit von Kühl von Kalckstein (1951):

6 Auch der dort herrschende Friede steht im Gegensatz zur Schilderung des restlichen Landes: »Wo werde ich morgen zu den Sternen hinaufblicken? Wird es so friedlich sein, wie hier? Werden wir noch einmal wieder soviel Geborgenheit, so beglückende Gastfreundschaft finden? Ich habe Heimweh nach Ochrid, noch ehe ich es verlassen habe.« (Behm 1954: 194)



»Katka hat sich in dieser kurzen Zeit des Beieinanderwohnens sehr an uns angeschlossen, wir sind für sie ein Stück Heimat, Abendland, das wir in ihr morgenländisches Leben bringen. Sie greift danach wie ein Ertrinkender. Für uns ist Katkas Schicksal eine beschwörende Mahnung, uns niemals, wie sie, ganz an diese orientalische Welt zu verlieren. Zu gegensätzlich sind die Daseinsformen, trotz allen Fortschritts.« (Behm 1954: 195-196)

Sich auch als Frau auf einer Reise in als exotisch wahrgenommene Regionen ein wenig »orientalisch« zu fühlen bzw. behandeln zu lassen, ist in Behms Diktion durchaus nicht falsch. Schließlich kann das auch angenehme Seiten haben: »So lasse ich mir das Sklavinnen-Dasein gefallen, denke ich entzückt.« (Behm 1954: 175) Doch eine zu weitgehende Hybridisierung ist zu verwerfen. Freilich sieht das möglicherweise anders aus, wenn sich deutsche Männer an die vermeintlichen Landessitten anpassen. Der Fahrradreisende Heinz Helfgen schildert in *Ich radle um die Welt. Von Düsseldorf bis Burma* von 1954 (in weiteren Auflagen 1957, 1958, 1960, 1961, 1963 bei Bertelsmann und in Neuauflagen 1988 bei der Bielefelder Verlagsanstalt sowie 2014 im Verlag Rad und Soziales erschienen)<sup>7</sup> sein Zusammentreffen mit einer Gruppe ehemaliger deutscher Soldaten, die nach dem Zweiten Weltkrieg in einer namenlosen »mazedonischen Kleinstadt« kurz vor der griechischen Grenze hängengeblieben sind, einheimische Frauen geheiratet haben und alle »recht glückliche Ehen« (Helfgen 1957: 26) führen, was unter anderem daran liege, dass die mazedonischen Frauen »anspruchslos und leicht zu dirigieren« (Helfgen 1957: 27) seien. Wie stark die Männer in der angeblich landesüblichen Ehekultur angekommen sind, erregt beim Berichterstatter wohl Verwunderung, aber Kritik ruft ihr Verhalten jedenfalls nicht hervor:

7 Die Neuauflage von Helfgens Text wird im Internet als »Reisebestseller der Fünfziger Jahre« beworben. Man habe Helfgen »einen modernen Karl May genannt. Nur – er hat seine Abenteuer selbst erlebt.« Auch der heutige Leser dürfe also verlässliche Informationen über die bereisten Länder erwarten. Mazedonien schildert Helfgen als Land, in dem sich »das Bild der Landschaft und seiner Bevölkerung«, je näher man von Serbien her der »mazedonischen Hauptstadt Skopje« komme, »desto bizarrer« darstelle (Helfgen 1957: 20). In Skopje findet er »unverfälschten Orient« bei einem Hotelier namens Mohamed Ben Ali, in dessen Gasträumen die vier Beine des Bettes als »Vorsichtsmaßnahme gegen einen eventuellen Wanzenbefall« in »mit Wasser gefüllten Konservendosen« stecken (Helfgen 1957: 21). Zugleich ist Mazedonien aber auch »das Lieblingskind Belgrads« und Empfänger großzügiger Subventionen, so dass man dort »nur Weißbrot [esse], während man in Jugoslawien [mit] Schwarzbrot« vorlieb nehmen müsse. Helfgen beschreibt Opiumfelder, brennende Sonne, hohe Berge und schlechte Straßen, aber auch eine Industrie, die im Aufschwung begriffen ist – diese allerdings exotisierend durch den Mund Mohamed Ben Alis: »Allah erleuchte auch dich, Fremder! Setze deine Reise nicht fort, ohne die Maulbeeren-Plantagen und Seidenspinnereien in Titov-Velez besichtigt zu haben. Schau dir auch das Textil-Kombinat Tetovo an und die Hydrozentrale Mevrovo [sic!], an der noch gebaut wird und die – wenn Allah es will – in zwei Jahren fertig ist und die elektrische Kraft geben wird für die gesamte mazedonische Industrie!« (Helfgen 1957: 22)

»Ja, und dann feierten wir an diesem Abend in einer mazedonischen Kleinstadt den Geburtstag eines mit einer Mazedonierin verheirateten Automechanikers aus Gießen. [...] Mehrere andere ehemalige Landser waren mit ihren Frauen ebenfalls zu der Feier erschienen. Aber die Unterhaltung führten nur wir Männer. Zwar mußten mich die Mazedonierinnen ausnahmslos begrüßen, ihre Männer erklärten ihnen auf mazedonisch [sic!], daß ich auch aus Deutschland wäre, dann jedoch zogen sich die Frauen verschämt in einen dunklen Winkel des Raumes zurück, und fortan war nichts mehr von ihnen zu hören. Nur einmal stand einer der Männer auf, ging zu seiner Frau hinüber, legte sie übers Knie und verprügelte sie. Warum – weiß ich nicht! Gegen Mitternacht folgten noch zwei andere Männer diesem Beispiel. Auch der Dentist hatte am Abend, als wir aus seiner Wohnung fortgehen wollten und die ihm angetraute Mazedonierin sich erdreistete, ein Kleid anzuziehen, das ihr Mann nicht leiden mochte, seine Frau regelrecht verprügelt. Er sagte auf mein Erstaunen hin: »Landessitte – was will man machen? Die Frauen brauchen das! Wenn wir sie nicht hin und wieder liebevoll verprügeln würden, nähmen sie uns gar nicht für voll. Das ist nun hier mal so und läßt sich nicht ändern. Wir haben gelernt, Mazedonisch zu sprechen, Ziegenkäse für eine Delikatesse zu halten, und wir haben auch gelernt, wie ein Mazedonier mit seiner Frau umzugehen hat, auf daß seine Ehe eine glückliche sei.« (Helfgen 1957: 27)

Auch wenn Mazedonien nicht in allen Texten der Reiseliteratur so abenteuerlich geschildert wird wie von Behm, so ist doch seit Wendels Fahrt durch Mazedonien gleich geblieben, dass es – zumindest jenseits der Ägäisküste in Griechenland – kein Ziel für den Massentourismus geworden ist. Was Jacob über die Reisemotivation seines Protagonisten Joachim im Roman *Liebe in Üsküb* von 1932 äußert, dürfte sich in dieser Hinsicht kaum verändert haben:

»Warum gerade nach dem Balkan? Viele wunderten sich darüber. Doch Joachim stimmte begeistert ein. Er begriff seines Vaters Meinung, ja, er teilte sie sofort, daß »Italien zu einfach gewesen wäre«. Dort rollten schon lauter deutsche Wagen ... Den Meyerheims, den von Ruxlebens in Rom oder Siena begegnen zu wollen: welch ein niederer Grad von Snobismus! Der höhere war: ihnen nicht zu begegnen. Nicht in Rapallo ans Meer zu kommen, sondern in Saloniki zu baden! (Gerade dort, wohin niemand fuhr und wo viel kräftigerer Erzählstoff für später einzuheimsen war.)« (Jacob 1932: 71)

Bei Thessaloniki im heutigen Griechenland zu baden ist freilich kein Zeichen von Distinktion mehr, längst ist es Ziel von Billigfluglinien und von Massentourismus geprägt. Die Republik Mazedonien jedoch wird bis heute im deutschsprachigen Diskurs als Destination für abenteuerlustige, entdeckungsfreudige Individualtouristen inszeniert, noch immer, z.B. auf der oben genannten Merian-Webseite, als

»unentdecktes Land«. So heißt es im Klappentext des Reiseführers *Mazedonien entdecken* aus dem Trescher-Verlag in seiner Neuauflage von 2017:

»Mazedonien ist noch immer ein eher unbekanntes Reiseziel. Dabei gibt es in dem kleinen, gastfreundlichen Land auf der südlichen Balkanhalbinsel vieles zu entdecken: Lebendige Städte wie Skopje, Ohrid und Bitola, schöne Gebirge und große Seen locken zu Erkundungen; antike Ausgrabungen, mittelalterliche Klöster und osmanisch geprägte Altstädte laden zu einer Reise in die bewegte Vergangenheit ein. Aktivurlauber finden wilde Berglandschaften zum Wandern, Klettern, Mountainbiken oder Skifahren.«

Dass es »unentdeckt« ist, impliziert zugleich, dass es »ursprünglich« und unverfälscht ist. So lässt Ellen Fechner 1939 ihren Ich-Erzähler »Lutz« zu Beginn von *Auf zeitlosen Straßen zu zweit* den Vorschlag des jugoslawischen Presseattachés in Berlin – »Sie sollten einmal nach Süd-Serbien fahren!« – als »ungemein reizvoll« empfinden, insbesondere aufgrund der Vorstellung, einmal der »europäische[n] Zivilisation [...] zu entfliehen und in der wilden Ursprünglichkeit eines Landes wie Süd-Serbien unterzutauchen« (Fechner 1939: 7). Diese »Ursprünglichkeit« bedeutet immer nicht nur eine als ursprünglich empfundene Landschaft, sondern ebenso »ursprüngliche« Menschen – im Grunde die positive Verkehrung der im früheren Mazedonien Diskurs häufig postulierten Primitivität der Einheimischen. 1964 scheinen frühere pejorisierende Zuschreibungen noch recht deutlich durch, wenn Ernst Neumayr in *Zwischen Adria und Karawanken. Reisen durch Jugoslawien* einen Kinobesuch in Skopje beschreibt. Auch die zugleich geäußerte Zivilisationskritik, die Sehnsucht nach einer »ursprünglicheren« Lebensweise im Einklang mit der »Natur« des Menschen ist nicht neu:

»In den verkehrsarmen Straßen drängeln sich die Massen, sie streben zu den Kinos, um meist schlechte, amerikanische Filme zu sehen. Die häßlichen Plakate mit den erotischen Effekten hatten ihre Wirkung. Die Kinos sind ausverkauft. Nur von einem Wiederverkäufer bekomme ich zufällig eine Eintrittskarte. Ich will aber keinen Film sehen, sondern den Makedonier im Kino, das ist unterhaltsamer. Diese Menschen erleben das Gefflimmer auf der Leinwand manchmal so unmittelbar mit, daß sie die Wirklichkeit vergessen. [...] In den Dörfern, wo man zum erstenmal die Tragödien der Weltliteratur in makedonischer Sprache aufführte, gab es schwer enttäuschte Zuschauer, die, als sich die Toten des Stückes nach dem Vorhang für den Applaus bedankten, empört waren und sich um Geld und Zeit betrogen fühlten, als sie bemerkten, daß die Schauspieler nicht wirklich tot waren. So erlebt der urtümliche Mensch auf dem Balkan noch Theater, und so mag es vom Dichter gemeint sein. Wir aber schätzen ab, der Intellekt überwacht jedes Auspendeln der Emotion. Wir schämen uns der Tränen und lächeln, wo man lachen mußte.« (Neumayr 1964: 53)

Mit dieser ›Ursprünglichkeit‹ verbunden sind stets auch Zuschreibungen von Zuegandtheit, Gastfreundschaft und Fröhlichkeit, durch die die Einheimischen als Gegenpart zum modernen, intellektgesteuerten ›westlichen‹ Menschen stilisiert werden. So kann sich der Reisende einerseits etwas überlegen fühlen (nicht zuletzt auch, weil Mazedonien von Anfang an als für Deutsche sehr günstiges Reiseland dargestellt wird) und zugleich – wenigstens für die Dauer der Reise – am ›wahren Leben‹ teilhaben. Dies trifft auch auf den griechischen Teil der historischen Region Mazedonien zu. So berichtet im Merianheft *Makedonien und Athosklöster* von 1972, das ausschließlich das griechische Mazedonien behandelt, Katharina Adler unter dem Titel »Gastfreundliche Menschen« von einer Landbevölkerung, die »auf einer völlig magischen Religionsstufe« stehe, und beschreibt ein Fest, zu dem sie mit dem Auto über ausgesprochen schlechte Straßen gelangt sei u.a. mit diesen Worten: »Die verschiedenen Clans saßen im Kreis um ihre Feuer, über denen Fleischstücke oder ganze Lämmer am Spieß gedreht wurden.« (Adler 1972: 76)

Letztlich ist es die gleiche Sicht, wenn auch ganz ins Positive verkehrt, die die Darstellung der »Mazedonier«<sup>8</sup> in den Begleittexten zu den Fotos des prächtigen Bildbands *Македонија – Mazedonien – Macedonia* prägt. Erschienen ist dieses Buch 2009 bei Seltmann + Söhne in Lüdenscheid, die Fotos stammen von Jürgen Sieckmeyer, die Texte von Doris Sieckmeyer. Die »Mazedonier« werden als Volk mit einer schwierigen Vergangenheit und Gegenwart beschrieben: »Das Land war immer wieder der Zankapfel aggressiver Machtpolitik seiner Nachbarmächte und

8 Für Sieckmeyer (2009) ist die Nationalität der »Mazedonier« unstrittig, sie wird gar nicht mehr in Abgrenzung zu Bulgaren oder Serben diskutiert. Vielmehr sind Bulgarien und Serbien »fremde[] Mächte« (Sieckmeyer 2009: 14), gegen die die »Mazedonier« um ihre Selbstbestimmung kämpfen mussten. In den Reiseberichten der Zwischenkriegszeit war das noch anders. Besteht etwa für Ziegler (1939) die slawische Bevölkerung des Landes aus Serben, stellt Wendel noch kein klares Zeugnis aus: »Der Bauer auf der Babuna Planina sagte mit wegwerfender Handbewegung: ›Ach, Serben oder Bulgaren – das sind hierzulande Parteien; ich gehöre zu keiner Partei!‹ Und auf einer Seefahrt predigt ein Jüngling aus der Monastirer Intelligenz die makedonische Nationalität; er will ein autonomes Makedonien mit Landesregierung und Landesparlament zu Skopje im Gefüge eines südslawischen Bundesstaates. Der Plan ist, trotz sofort aufspringender Bedenken, zu erörtern. Aber vor allem vertragt euch!« (Wendel 1921: 100) Und 1964 klingt bei Neumayr noch Skepsis durch, wenn er konstatiert: »Die makedonische Sprache, die offizielle Umgangssprache der Volksrepublik Makedonien, wurde erst 1945 aus der Taufe gehoben. Bis dahin waren sich die Philologen nicht einig, ob der makedonische Dialekt – Dialekt dürfen Sie heute natürlich nicht mehr sagen! – noch serbisch oder schon bulgarisch sei. Er war keines von beidem und etwas von beidem. Heute sind die Philologen ausnahmsweise einig und erklären triumphierend: Makedonisch ist makedonisch. Lange hat's gedauert, doch jetzt wissen wir's.« (Neumayr 1964: 62) Heute wird dem Reisenden selbstverständlich Mazedonisch-Vokabular als Teil des Reiseführers angeboten (vgl. Oppeln 2017: 307-315). Auch mithilfe eines eigenen Sprachführers kann er seinen Aufenthalt in der Republik Mazedonien vorbereiten (vgl. Engelbrecht 2009).

ist es heute noch.« (Sieckmeyer 2009: 14) Zudem ist es von einer hohen Arbeitslosigkeit, niedrigen Löhnen, Armut und zwischenethnischen Konflikten gekennzeichnet. Und doch sind die Menschen »lebensfreudig[]« (Sieckmeyer 2009: 23), alle wirken »irgendwie entspannter« als in Westeuropa (Sieckmeyer 2009: 41), sie sind »freundlich und sehr fröhlich, haben unheimlich viel Power und machen einen zufriedenen und glücklichen Eindruck« (Sieckmeyer 2009: 48), »alle scheinen so fröhlich« (Sieckmeyer 2009: 95), sie »reden laut und fröhlich durcheinander, es wird unglaublich viel gelacht, auch wenn der Nachbar keine Zähne mehr im Mund hat« (Sieckmeyer 2009: 100), »und es ist einfach wunderschön. [...] Die Nachbarn reden mit- und durcheinander, und alle sind glücklich.« (Sieckmeyer 2009: 156) Zugleich wird betont, dass es hier manchmal »noch recht archaisch« zugehe (Sieckmeyer 2009: 117); Handwerker arbeiten »ohne jede unnötige Hast« (Sieckmeyer 2009: 106), und in Sachen Regeltreue und Pünktlichkeit sei doch ein deutlicher »Mentalitätsunterschied« (Sieckmeyer 2009: 23) zu den Deutschen zu bemerken. Als Gewährsleute dafür werden deutsche »Expats« herangezogen. So wird der frühere Leiter des Skopjer Goethe-Instituts Thomas Dieckhaus zitiert, es gebe

»[...] keine Regeln, oder es gibt welche und keiner hält sich dran. Oder man kennt sie gar nicht. Das ist schon ein Mentalitätsunterschied, aber mir gefällt diese Mentalität.« [...] Der deutsche Professor Peter Rau sagt sogar: »Wir Westeuropäer sollten die Menschen hier nicht nur viel mehr respektieren, sondern sie uns zum Vorbild nehmen. Was haben die Menschen hier alles ertragen, mitmachen müssen. Wie sie das nicht auf die leichte Schulter nehmen, sondern durchleben, überleben und bewältigen, ist bewundernswert. Wenn es einmal zu wirklichen Krisen kommen sollte, wird sich uns Westlern zeigen, wer krisenfähiger ist.« (Sieckmeyer 2009: 23)

Doch auch Einheimische bürgen für die »Wahrheit« der Darstellung, etwa wenn eine »junge Familienmutter« aus Ohrid beteuert: »Wir Mazedonier feiern unglaublich gerne, Feiern und Freundschaft – das ist in unserem Herzen« (Sieckmeyer 2009: 138).

Ein Berichterstatter allerdings lässt kein gutes Haar an den Mazedoniern bzw. genauer an den Bewohnern Skopjes und der Stadt selbst. Der österreichische Schriftsteller Humbert Fink, einer der Wegbereiter des Klagenfurter Literaturwettbewerbs, veröffentlichte 1971 in seinen *Stadtgeschichten. Auf den Spuren europäischer Geschichte* eine regelrechte Abrechnung. Nicht genug damit, dass er auf ein völlig überteuertes lauwarmes Bier in einem »reizlosen, düsteren und kahlen Steinkasten« (Fink 1971: 44) über eine Stunde warten muss und auf seine Beschwerde hin noch »auf recht unflätige Weise« (Fink 1971: 45) von der Kellnerin beschimpft wird. Auch sonst habe er »eine ähnliche Ablehnung gegen alles Westliche oder Europäische [...] gerade in Skopje einige Male« (Fink 1971: 45) erfahren müssen. Viel schwerer wiegt jedoch, dass die Stadt selbst nicht mehr die »rö-

misch-byzantinisch-osmanische[] Oase inmitten der mazedonischen Wüstenei« (Fink 1971: 46) sein kann und will, die sie laut Fink einmal gewesen ist, sondern als eine »flache Allerweltsgrößtadt [...], flach im architektonischen und geistigen Sinne« (Fink 1971: 46) emporwächst.

»Nur jenseits des Vardarflusses [...] im Gewirr des Basars, in diesem Irrgarten gepflasterter Straßen und Gassen, in diesem labyrinthischen Durcheinander von Durchschlüpfen, Torbögen, Nischen, winzigen Gäßchen und holprigem Kopfsteinpflaster, existiert noch diese ungebrochene Vitalität des alten Üsküb, liegt im Lärm der Kupferschmiede, Limonadenverkäufer, Zigeunerinnen, Marktweiber, Straßenschreiber, Sattler, Hutmacher, Juweliere, Kürschner ... liegt im Tumult dieser schiebenden, drängenden, feilschenden und vor allem lebendigen Menschen etwas vom Geheimnis begründet, das uns Mitteleuropäern alles Orientalische so anziehend erscheinen läßt. Der Bazar von Skopje ähnelt ja in der Tat ähnlichen Plätzen in der kleinasiatischen Türkei, ist wesentlich größer und abwechslungsreicher als jener von Sarajevo und könnte sogar in irgendeiner maghrebinischen Stadt angesiedelt sein.« (Fink 1971: 46-47)

Von diesem Basarviertel abgesehen habe Skopje aber sein »orientalisches Gesicht verloren« (Fink 1971: 47) und sei damit überhaupt »gesichtslos geworden« (Fink 1971: 45). Dafür sei das verheerende Erdbeben vom Juli 1963 verantwortlich, bei dem »mehr als tausend Menschen« ums Leben kamen, »einige tausend« verletzt und »fast hunderttausend« obdachlos wurden. (Fink 1971: 45-46) Doch es ist nicht das Erdbeben allein, »auf das man sich in Mazedonien nur allzugern beruft« (Fink 1971: 47), sondern vielmehr die laut Fink verfehlte Aufbaupolitik des jugoslawischen Staates: »man scheint hier nicht begriffen zu haben, daß Allerwelts-Zinskasernen und die grauen Kolonnen rasch hingehudelter Sozialwohnbauten ganz einfach nicht in diese mazedonische Landschaft passen, daß gerade hier nur umso provinzieller wirkt, was im übrigen Europa unmittelbar nach dem Krieg als reiner Funktionsbau errichtet worden war« (Fink 1971: 47-48). Der »europäische« Reisende, der besser als die Einheimischen weiß, was in ihre Landschaft und zu ihnen selbst passt – es ist die kolonialistische Attitüde früherer Mazedonienbesucher, die sich hier nur einmal mehr äußert. »Barbarisch[]« ist in Finks Diktion nicht nur die »weißglühende mazedonische Sonne« (Fink 1971: 48), sondern auch die Einheimischen selbst sind es. Dazu passt das Gefühl der Bedrohung, das vermittelt wird, wenn »die schon schneebedeckten Berge rund um Skopje aus dem grauen Nebel wie urzeitliche Tiere auftauchen, bedrohlich, feindlich, düster« (Fink 1971: 48), oder wenn »man inmitten des Hütten-Wirrwarrs des Zigeunerviertels, inmitten verschmutzter und bedrohlicher Kinder, inmitten von unleugbarer moralischer und sozialer Korruption sich plötzlich nur noch an den Silhouetten der nahen Hochhäuser zu orientieren vermag, die aus dem dünnen weiß-grauen Nebel wie eine ironische Fata Morgana auftauchen« (Fink 1971: 48-49). Mit der Klage über

die Überlagerung und Verdrängung des ›wahren‹ Orients in Mazedonien durch die westliche Moderne steht Fink an sich in einer Tradition deutscher Autoren seit von der Goltz (1894), Wendel (1921), Rettenbach (1942) u.a. Doch die Unbedingtheit, mit der er voraussetzt, dass der ›Orient‹ bitte schön ›Orient‹ zu bleiben habe, nämlich »authentisch« (Fink 1971: 50), und mit der er kulturelle Hybridität und die Gleichzeitigkeit von Althergebrachtem und Modernem verdammt, scheint auch von einer antisozialistischen Haltung getragen zu werden. Letztlich ist es ja die sozialistische Regierung Jugoslawiens, die für den Niedergang der »orientalischen Zivilisation« (Fink 1971: 50) in Skopje verantwortlich ist, und sie ist es auch, die mittels ihres Militärs die wahre Bedrohung darstellt. So beschließt Fink sein »Städteporträt« Skopjes mit einem rechten Schreckensbild:

»Ich fahre immer mit einem Gefühl der Trauer und Ablehnung nach Skopje. Ja, auch der Ablehnung. Ich weiß, es ist barbarisch, aber man negiert, was man sterben sieht. Und weder die weiße heiße Augustsonne im Talkessel des Vardar noch der zähe, milchig-graue Herbstnebel täuschen darüber hinweg, daß in der Altstadt, im einstigen Monastir [sic!], in der byzantinischen Handelsmetropole und der römischen Provinzhauptstadt unaufhörlich der Tod umgeht. Dächer fallen ein, Steine liegen unbeachtet mitten auf den Straßen (bei näherem Hinsehen entdeckt man arabische Zeichen an ihnen), die Minaretts klagen schief, beschädigt und vereinsamt in den mazedonischen Himmel, die kleinen, flachen türkischen Häuser wirken von Besuch zu Besuch schäbiger, und selbst das Geschrei und Gekreis im Basar überzeugt nicht mehr so recht. Das andere, neue Skopje aber wächst blind und beinahe zufällig aus den grünen Wiesen und über die sanften Hügel des Vardartales. Und wo die Häuserkolonnen wachsen, wird das zarte Grün der Erde, ihr saftiges fruchtbares Braun zerstört, und lehmgelber Kot ergießt sich plötzlich über die Landschaft. In der Kellerbar des Grandhotels gibt es Striptease total. Vermummte Weiber auf ihren Eseln zuckeln langsam heim ins Bergdorf. Auf dem nahen Militärflughafen stehen Tag und Nacht die Maschinen startbereit, gegen Albanien, gegen Bulgarien, gegen Griechenland, wer weiß es ...« (Fink 1971: 51-52)

In seiner Untersuchung über *Tourismus und Authentizität* legt der Soziologe Robert Schäfer dar, dass in der »sozialwissenschaftlichen Literatur [...] seit MacCannell die soziale Tatsache des Tourismus [...] durchgehend als Versuch beschrieben [wird], authentische Erfahrungen zu machen oder Authentisches zu erfahren.« (Schäfer 2014: 45) Diese »Sehnsucht nach Authentizität« habe mit dem »gesellschaftlichen Modernisierungsprozess« zu tun (Schäfer 2014: 45), hinter ihr stehe »die Idee von Authentizität als etwas Ursprünglichem und Unverfälschten«, das als »das natürlich Gegebene und nicht kulturell Hergerichtete« (Schäfer 2014: 219) erscheine. Diese Suche nach Authentizität lässt sich in der Tat in allen Texten der Reiseliteratur über Mazedonien finden, und in der Regel wird gerade als besonde-



re Qualität des Landes, seiner Natur und seiner Einwohner hervorgehoben, dass sie besonders »ursprünglich« und damit »authentisch« seien. Was genau »authentisch« ist, legen aber die jeweiligen Autoren fest.<sup>9</sup> Finks wütende Ablehnung des modernisierten Skopje liegt wohl auch darin begründet, dass er »authentisch« mit seiner Vorstellung von »orientalisch« gleichsetzt und diese dort nicht wiederfindet. Ein ähnlicher Ansatz findet sich bei Neumayr, der ebenfalls über das Skopje in den Jahren nach dem Erdbeben schreibt. Dieser zieht aber andere Schlüsse. Zunächst stellt er fest: »Makedonien ist noch heute ein Dorado unverfälschter Folklore, und man wünscht, daß es so bleibe.« (Neumayr 1964: 50) Doch etwas später heißt es:

»Ein Kaufmann aus Düsseldorf ist enttäuscht, daß man ihm zu wenig Orient bietet. Er schwärmt von den windschiefen türkischen Häusern, Hütten oder Katen, für die holprigen Gassen mit den trägen Ochsen gespannen und flinken Eselchen und bannt sie begeistert in seine Filmkamera. Würde er in diesen Hütten wohnen wollen? Die Jugend dieses Landes will auch nicht mehr. Über das Hotelzimmer schimpft der Fremde ausgiebig, und die Straßen – eine Katastrophe. Aber Luxus-hotels für die Fremden und Elendshütten für die Einheimischen – ob das eine Zukunft ist?« (Neumayr 1964: 51)

Die Reisenden suchen nicht nur nach Authentizität, sie wollen sie auch den Daheimgebliebenen vermitteln. Im 20. Jahrhundert geschieht das zunehmend durch photographische (oder wie im Falle des Düsseldorfer Kaufmanns filmische) Aufnahmen. Hierbei geht es gewissermaßen um doppelte Authentizität: die Authentizität des bereisten Landes, die sich in den Bildmotiven ausdrückt, und die Authentizität des eigenen Erlebens, das durch die Aufnahmen dokumentiert und bewiesen wird. Werden Bilder, insbesondere Photographien und Filmaufnahmen, doch allgemein als zuverlässige Zeugnisse einer wie auch immer gearteten »Realität« wahrgenommen. Der *iconic turn* in den Kulturwissenschaften hat allerdings

9 Auch Schmutz kann als Hinweis auf besondere »Authentizität« gewertet werden (vgl. Schäfer 2014: 216–223). So zeigt sich Gabi, die Gattin des Ich-Erzählers Lutz in *Auf zeitlosen Straßen zu zweit* (Fechner 1939) fasziniert von den Erzeugnissen einer als schmutzig empfundenen Garküche in der »fremde[n] Welt« (Fechner 1939: 102) der »afrikanisch wirkenden Gäßchen« (Fechner 1939: 101) der Skopjer Altstadt, lässt sich deren Genuss nach dem Verweis auf mögliche körperliche Folgeerscheinungen aber ausreden – wenn auch erst nach Protest, in dem sie Schmutz und »Ursprünglichkeit« in Beziehung zueinander setzt: »Gott, Lutz, so'n bißchen Schmutz«, erwiderte sie leichthin, »was ist denn schon dabei, wenn doch die fertigen Speisen so appetitlich aussehen!« [...] »Entartetes Geschöpf!« murmelte ich. »Wieso entartet?« erkundigte sich Gabi gekränkt. »Immer diese Ueberheblichkeit des Mitteleuropäers! Der Entartete sind Sie, Herr! Ich möchte ihr Verhalten als degeneriert bezeichnen! Jawohl als de–ge–ne–riert! Oder haben Sie schon einmal gehört, daß Naturvölker sich vor ein bißchen Schmutz ekeln?« (Fechner 1936: 103) Als sie später bei einem Friseurbesuch in der Altstadt nur gebrauchte, verschmutzte Handtücher angeboten bekommt, erscheint ihr diese »Ursprünglichkeit« allerdings nicht mehr attraktiv.



das Augenmerk darauf gelenkt, dass auch diese Bilder nicht nur regelmäßiger Bearbeitung und Manipulation unterliegen, sondern auch Aspekte wie Motivwahl, Bildausschnitt und Auswahl der gezeigten Aufnahmen bewussten Entscheidungen unterliegen (vgl. Bachmann-Medick 2006: 329–380). Sie zeigen also immer nur eine ganz bestimmte, gewollte ›Realität‹, wie die Begeisterung des Düsseldorfers für ›orientalische‹ Szenerien zeigt. Das trifft auch auf die photographischen Illustrationen in Mazedonien(reise)literatur zu. Als Beispiel soll hier ebenfalls Fechner (1939) dienen. Dass auf der Titelseite »48 Original-Aufnahmen des Verfassers« hervorgehoben werden, kann als Hinweis auf die besondere Authentizität der beschriebenen Erlebnisse verstanden werden. Weiß man allerdings, dass sich hinter dem »E.« im Verfassernamen eine Frau verbirgt oder stolpert darüber, dass der Ich-Erzähler im Buch »Lutz« heißt, gerät diese Auffassung bereits ins Wanken. Doch darüber hinaus wird im Text selbst an einer Stelle thematisiert, wie fragwürdig Bilder als Beweis für die ›Realität‹ eines bereisten Landes sind. Die Vorliebe der photographierenden Gabi für ›exotische‹ Motive, für ›malerische‹ Armut, ›echten Orient‹ etc. stößt bei den Einheimischen nämlich nicht unbedingt auf Zustimmung, da sie sich in einem falschen Licht repräsentiert sehen. Die Photographin lässt sich davon allerdings nicht beirren, sie bevorzugt eben »malerische[] Typen« (Fechner 1939: 62) und sorgt so weiterhin dafür, dass bestehende Stereotype auch durch das vermeintlich unbestechliche Medium der Photographie weiter verbreitet und verfestigt werden:

»Aber ich bitte Sie«, sagte ein stattlicher Türke, der offensichtlich den Gesetzen des Malerischen verständnislos gegenüberstand, verächtlich zu Gabi, »was wollen Sie denn den dort photographieren! Das ist doch ein ganz armer Mensch! Machen Sie lieber eine Aufnahme von uns!« Und er deutete auf eine Gruppe europäisch gekleideter junger Mädchen und Männer, die kleine Papierabzeichen zum Besten des Sokol, der nationalen Sportvereinigung, deren Protektor der junge König ist, verkauften. Gabi lächelte unergründlich, photographierte artig die von dem Türken vorgeschlagene Gruppe und wandte ihr Interesse von neuem den zerlumpten Bettlern zu.« (Fechner 1939: 61)

Ist der Bettler auch noch augenscheinlich ein »Arnaute und Mohammedaner« (Fechner 1939: 61), ist das Motiv umso lohnender. Der einheimische, modern eingestellte »Türke« kann da nur »kopfschüttelnd ihr in seinen Augen unsinniges Treiben« (Fechner 1939: 61) verfolgen. Dass die in *Auf zeitlosen Straßen zu zweit* abgebildeten Photographien trotz der im zitierten Passus deutlich werdenden Reflexion der Autorin ausschließlich die erwähnten »malerischen Typen« darstellen, wahlweise in zerlumpter, schmutziger Kleidung oder in Volkstrachten, und damit bestehende Klischees weitertradieren und verstärken, wäre bei besagtem »Türken« sicher auf noch mehr Unverständnis gestoßen.

